

Der Übersetzer



Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer
literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der
Sparte Übersetzer der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier

Tübingen
14. Jahrgang, Nr. 5
Mai 1977

Lothar Baier
Okzitanien

Wie eine vergessene Kultur und Sprache wiedererwacht

„Eine Sprache, die einmal eine internationale Literatursprache war, ist dabei, auszusterben! In dreißig Jahren wird sie von niemand mehr gesprochen werden; es sei denn, ganz außerordentliche Umstände träten ein. Doch damit ist kaum zu rechnen.“ So stand es 1968 in einem Aufsatz der *Frankfurter Allgemeinen*, der sich unter der Überschrift „Vom Tod einer Sprache“ mit dem Okzitanischen, der Sprache des französischen Südens, beschäftigte.

Heute muß man sagen: diese ganz außerordentlichen Umstände sind eingetreten. Vom Tod der okzitanischen Sprache kann keine Rede mehr sein: die kaum für möglich gehaltene Wiederbelebung der *Langue d'Oc* (so genannt nach dem „oc“ für „ja“, im Unterschied zum „*Langue d'oïl*“, dem Französischen) hat stattgefunden und macht sich immer deutlicher bemerkbar.

Der verlässlichste Gradmesser dafür ist der Schulunterricht: während sich in den sechziger Jahren nur ein paar hundert südfranzösische Abiturienten in der okzitanischen Sprache prüfen ließen, sind es 1974 um die zehntausend! Was Minoritäten in ganz Europa (Bretonen, Korsen, Basken, Katalanen, bis zu den Lappen in Schweden und Norwegen) fordern, die Anerkennung ihrer Sprache wenigstens als Schulfach, die okzitanische Minorität hat es innerhalb weniger Jahre erreicht. Und die Zahl der Okzitanisch lernenden Schüler und Okzitanisch unterrichtenden Lehrer nimmt ständig zu.

Was bedeutet diese Renaissance einer Regionalsprache, die mit der Verleihung des Nobelpreises für den okzitanisch schreibenden Frédéric Mistral vor genau siebzig Jahren zu folgenlosen Ehren gekommen war, seit Jahrhunderten aber durch Verwaltungsverfügungen und Schulgesetze zu einem parasitären Dasein verurteilt ist? Ist sie Anzeichen für ein geschärftes Geschichtsbewußtsein oder drückt sich in ihr das Bedürfnis aus, aus dem Einerlei der europäischen Gegenwart auf dem Vehikel der Sprache in die arkadische mittelalterliche Vergangenheit der Troubadoure und Liebeshöfe zu fliehen?

Wer als Tourist nach Südfrankreich fährt, kann auf diese Frage vielerlei Antworten bekommen, wenn er Augen und Ohren aufmacht. Denn bei Valence hat man eine unsichtbare Grenze überschritten. Für die Ferienreisenden aus Paris und Nordfrankreich, die auf der „Autoroute du soleil“ den Stränden der Côte d'Azur und den kilometerlangen Stauungen vor der Grenze bei le Perthus entgegenrollen, beginnt hier „le midi“, das „mittägliche Frankreich“, wie Joseph Roth den französischen Süden nannte. Allenfalls an den Dächern aus runden Tonziegeln, die die grauen Schieferdächer allmählich ablösen, und an den Zypressen- oder Thujenhecken, die Gärten, Felder und Obstplantagen vor dem Mistral schützen, ist der Eintritt in eine andere Landschaft zu erkennen.

Dem Reisenden Jean Racine fiel etwas ganz anderes auf, als er 1661 das Rhônetal hinunterfuhr, um seinen Onkel in Uzès zu besuchen. Über diese Reise schrieb er an la Fon-

taine: „Von Lyon an verstand ich allmählich die Landessprache nicht mehr, und ich war mir selbst nicht mehr geheuer. In Valence verschlimmerte sich dieser Zustand, und Gott wollte es, daß ich ein Kohlenbecken unters Bett gestellt bekam, nachdem ich die Bedienstete um einen Nachtopf gebeten hatte. Sie können sich lebhaft vorstellen, was für Folgen diese verwünschte Geschichte hatte und was einem Mann passieren kann, der für seine nächtlichen Bedürfnisse mit einem Kohlenbecken vorliebnehmen muß. Aber es kommt noch schlimmer in diesem Land. Ich schwöre Ihnen, daß ich dort ebenso auf einen Dolmetscher angewiesen bin wie ein Moskowiter in Paris. Dennoch wird mir allmählich klar, daß es sich bei dieser Sprache um eine Mischung aus Italienisch und Spanisch handelt; und da ich diese beiden Sprachen ganz ordentlich verstehe, habe ich sie manchmal zu Hilfe genommen, um die anderen zu verstehen und mich verständlich zu machen.“

Was Racine für eine Mischung aus Spanisch und Italienisch hielt, war nichts anderes als die okzitanische Sprache, die vom Lautlichen her manchmal tatsächlich ans Spanische (mehr als ans Italienische) erinnert, jedenfalls eine eigenständige romanische Sprache und nicht bloß eine im Süden gebräuchliche französische Mundart. Als Amtssprache war das Okzitanische zu Racines Zeiten bereits verboten, aber gesprochen wurde es noch überall südlich der Loire; Heinrich IV. unterhielt sich mit seiner aus den Pyrenäen mitgebrachten Garde ebenfalls auf okzitanisch, was am Hof in Paris übel vermerkt wurde. Aus Racines Zeilen ist auch eine Art Empörung darüber zu verspüren, daß auf französischem Boden eine andere als die französische Sprache gesprochen wird.

Daß es die Sprache ist, die von den Troubadouren zur tonangebenden europäischen Literatursprache gemacht worden war und in der Dante sogar die „Göttliche Komödie“ hatte schreiben wollen, das alles hatte man dem Anwaltssohn Racine auf der Eliteschule von Port-Royal nicht beigebracht. Jenen linguistischen Zentralismus, unter dem alle Minoritäten in Frankreich litten und noch leiden, hat nicht erst die Französische Revolution und die bonapartistische Staatsorganisation erfunden.

Wer heute als Tourist Racines Spuren in den Süden folgt, der wird in keinem Hotel und an keiner Tankstelle bemerken, daß er bei Valence eine Sprachgrenze überschritten hat. Das Zimmermädchen, selbst wenn es aus der Gegend stammt, spricht französisch mit leicht südlichem Akzent, aber okzitanisch kann es nicht sprechen, höchstens ein paar Ausdrücke verstehen. Der junge Bauer, der wenige Kilometer von der Achse des Rhônetals entfernt seinen modernen Einmannbetrieb führt, spricht neben einem erstaunlich korrekten Französisch auch okzitanisch, aber nur unter Freunden, wie er sagt, niemals zu Hause. Er weiß im übrigen nicht, daß er okzitanisch spricht, er nennt es schlicht „le patois“ – ein Ausdruck, in dem die ganze Verachtung der Metropole Paris gegenüber der Provinz und ihren Eigenheiten enthalten ist, eine Verachtung, die viele Provinzbewohner schon in der Schule gegen sich selbst kehren lernten. Kinder, die in der Schule ihr häusliches Okzitanisch sprachen, wurden lange

Zeit hindurch streng bestraft, und sie konnten der Bestrafung nur dadurch entgehen, daß sie ihrerseits „patois“-sprechende Mitschüler denunzierten.

Auf diese und ähnliche Weise ist es der französischen Verwaltung gelungen, das Okzitanische aus den Städten hinaus- und immer weiter aufs Land zurückzudrängen, und Generationen von Lehrern, die vor allem in der dritten Republik für Demokratie und Volksbildung zu kämpfen glaubten, haben besten linken Gewissens dabei mitgewirkt. Vom Fluch der Unwissenheit erlösen, hieß für sie eben auch: von der Sprache der Unwissenheit erlösen, von der Mundart, vom „patois“. Das Pariser Boulevardtheater hat das Seine dazu beigetragen, um den französisch radebrechenden Gascogner oder Provençal den vollends lächerlich zu machen.

Eine gute Autostunde von Montélimar entfernt, hoch oben in den nördlichen Cevennen, wo Loire und Ardèche entspringen, hören wir zum erstenmal okzitanisch sprechen, im Haus eines Bauern und Holzfällers, den wir nach dem Weg fragen. Was im Unterschied zu den anderen romanischen Sprachen zuallererst auffällt, ist der Reichtum an Vokalen, vor allem an Diphthongen: statt *parole* heißt es zum Beispiel *paraula* (sprich: paraulo), statt *poser pausar*, statt *vivre viure*. Es ist nicht nur der ungewohnte Klang, der uns fasziniert, es ist auch das Gefühl, daß die Leute ganz bei sich selbst sind, wenn sie ihre Sprache sprechen. Sobald ein Mitglied dieser Großfamilie uns auf französisch anspricht, passen die Wörter nicht mehr richtig zu dem Sprecher und seiner Umgebung; für ihn und für uns, für jeden auf seine Weise, ist das Französische eine Fremdsprache. Neben dem Okzitanischen klingt plötzlich etwas Dünnblütiges, Papierenes, Formalistisches aus der französischen Sprache heraus, das uns vorher nie aufgefallen war.

Von einer Renaissance des Okzitanischen haben diese Bergbauern in ihrem abgelegenen Hof nichts gehört: okzitanische Bücher, Zeitschriften, Broschüren, Schallplatten kommen nicht bis zu ihnen. Daß ihre Sprache seit neuestem in Ferienkursen und auf Sommeruniversitäten gelehrt wird, bedeutet ihnen nicht viel. Sie haben sich längst mit ihrer nur schwach begriffenen Zweisprachigkeit abgefunden. Für so etwas wie die „okzitanische Idee“ wären sie bestimmt nicht zu gewinnen, schon weil ihnen das Wort „okzitanisch“ nicht viel sagt.

In einer kleinen Buchhandlung in dem schmutzigen Industriestriest Salindres bei Alès – *librairie occitane* steht über der Tür – kann man zwischen Stapeln von okzitanischen Sprachlehrbüchern, Schallplatten mit okzitanischen Chansons, Anthologien okzitanischer Poesie und okzitanischen Zeitschriften wählen. Weil wir die einzigen Kunden und überdies Ausländer sind, ergreift der Buchhändler gern die Gelegenheit, uns auseinanderzusetzen, was es mit Okzitanien auf sich hat. Was ist Okzitanien? Die simpelste Antwort: die Gesamtheit der Gebiete, die auf dem Sprachatlas als *occitanophones* verzeichnet sind und etwa dreißig südfranzösische Departements mit 13 Millionen Bewohnern umfassen. Auf die Frage, ob denn die gemeinsame, aber nur von einem Bruchteil der Bevölkerung tatsächlich gesprochene Sprache ausreicht, das Bewußtsein einer okzitanischen Identität herzustellen, antwortet er indirekt: die Okzitanier haben noch niemals die Chance gehabt, ihre Identität im Rahmen einer einheitlichen Nation zu entwickeln.

Wenn heute ein Gascogner keine besonderen Gemeinsamkeiten mit einem Provençal verspürt, und ein Winzer aus dem Languedoc zwischen Touristen aus Paris und aus Marseille keinen großen Unterschied macht, so zeigt sich darin das Dilemma der Geschichte Okzitanien: einer Geschichte der Teilung unter fränkische, englische, staufische, katalanische Dynastien und später der Zerstückelung in Provinzen.

Es gibt zweifellos gute Gründe dafür, diese Geschichte Okzitanien als die Geschichte einer Kolonisierung zu lesen: „Entkolonisieren wir Okzitanien“, heißt eine der markantesten Mauerparolen. Als „innere Kolonisierung“ hat Robert Lafont, Professor für Linguistik in Montpellier und einer der wichtigsten Initiatoren der okzitanischen Renaissance, den aktuellen Zustand Okzitanien definiert; unser Buchhändler

ist mit dieser Formulierung nicht ganz einverstanden. Für ihn ist Okzitanien schlicht die Kolonie einer ausländischen Macht und damit eine Art Vorposten der Dritten Welt auf europäischem Boden. Beendet werden könne dieser Zustand nur durch einen nationalen Befreiungskampf nach dem Vorbild Algeriens, mit dem Fernziel: ein unabhängiges Okzitanien mit eigener Außenpolitik, eigener Armee, eigener Währung.

Diese Vorstellung von einem neuen europäischen Staat namens Okzitanien, der zwischen China, der Sowjetunion, den USA und Frankreich antichambriert, macht uns zunächst perplex. Ist sie den Allmachtsphantasien eines Einzelgängers entsprungen, oder gehört der klassische Separatismus zum politischen Credo der neuen okzitanischen Bewegung, deren Schriften in dem Buchladen ausliegen? Beim Hinausgehen, als wir ein Faltblatt in die Hand gedrückt bekommen, wird uns klar, daß wir an einen Vertreter der „Nationalistischen Okzitanischen Partei (PNO) geraten sind – die älteste (1959 gegründet), kleinste und politisch schillerndste unter den gegenwärtigen okzitanischen Organisationen. Der PNO-Gründer François Fontan ist nacheinander Anhänger der rechts-extremen „Action Française“, der trotzkistischen Vierten Internationale, Gaullist und okzitanischer Chauvinist gewesen, und entsprechende Züge trägt auch das konfuse, halb nationalbolschewistische, halb rassistische Parteiprogramm.

Der Buchhändler aus Salindres ist der einzige Anhänger des *parti nationaliste occitan* gewesen, dem wir auf der Reise durch Okzitanien begegnet sind; alle anderen militanten „Okzitanisten“, die wir trafen, waren sich in der Ablehnung des PNO-Separatismus einig, wenngleich auch sie Okzitanien als eine Kolonie innerhalb Frankreichs definieren. „Dichter der Entkolonisierungen“ ist eine Anthologie zeitgenössischer okzitanischer Poesie überschrieben.

Doch Entkolonisierung heißt für diese Okzitanisten weder nationaler Befreiungskampf noch Schaffung eines Separatstaats. Statt einer imaginären nationalen Vergangenheit nachzuhängen und einer glorreichen nationalen Zukunft Okzitanien entgegenzuträumen, beschäftigen sie sich mit der Analyse der okzitanischen Gegenwart, nicht nur ihren sprachlich-kulturellen, sondern auch ihren wirtschaftlichen und sozialen Aspekten. Darin unterscheidet sich die neue von der traditionellen okzitanischen Bewegung, deren organisatorisches Zentrum, das 1945 gegründete „Institut für okzitanische Studien“, sich auf die Pflege der okzitanischen Sprache und die Herausgabe okzitanisch geschriebener Literatur beschränkte.

Mit dem Mai 1968 hat sich die okzitanische Szene jedoch geändert. Allenthalben entstanden lokale okzitanische Aktionskomitees. Der neuen Gruppe „Lutte occitane“ (okzitanischer Kampf) gelang es, sich bei streikenden Arbeitern und demonstrierenden Winzern Gehör zu verschaffen. Fast über Nacht machte Okzitanien von sich reden, weil es eine Ausdrucksweise gefunden hatte, die spontan verstanden wurde: das okzitanische Chanson.

Es entstand quasi aus dem Nichts, denn eine lebendige okzitanische Folklore existierte nicht mehr. Wie auf Verabredung gingen in der Provence, im Languedoc und der Gascogne einige junge Leute an, Lieder in okzitanischer Sprache zu schreiben und zur Gitarre zu singen. Sie gingen in die Dörfer, sangen in Schulen, Kulturhäusern und Jugendzentren und gewannen rasch ein Publikum, wie es die okzitanischen Schriftsteller nie hatten erreichen können. Und die Zuhörer verstanden, daß es in den Liedern um ihre Probleme ging: um die Arbeitslosigkeit, um den Zwang, in den Norden Frankreichs abzuwandern, um die Landflucht, um die Auslieferung der Cevennen und der Küsten an den Tourismus. Viele dieser neuen Lieder rufen aber auch okzitanische Geschichte in Erinnerung, erzählen von der Ausrottung der Katharer, vom Aufstand der Camisards in den Cevennen, von der Kommune von Narbonne, die gleichzeitig mit der Pariser Kommune ausgerufen worden war, von der Revolte der Winzer des Languedoc im Jahr 1907, die zuletzt im Frühjahr 1975 mit der Besetzung von Kirchen und Häfen eine spektakuläre Neuaufgabe erlebte. Und immer wieder die Aufforderung an die Zuhörer: *Du hast ein Recht auf*

deine Sprache / Okzitanier, Bauern / euch allen sage ich: sprich! wie das Lied eines dieser jungen Chansonsänger endet, der sich den okzitanischen Namen Mans de Breish (Hexenhände) zugelegt hat.

Die okzitanischen Sänger haben auch erreicht, worum die Okzitanisten vor ihnen vergeblich gekämpft hatten: bei den Massenmedien in Frankreich zu Wort zu kommen. Ihre Platten produzieren und vertreiben sie selbst mit Hilfe einer Kooperative, die sie nach einem der berühmtesten Troubadoure des 12. Jahrhunderts *Ventadorn* genannt haben. Weit über Okzitanien hinaus bekanntgeworden ist vor allem Claude Marti, dessen Langspielplatte „Lo pais que vol viure“ (Das Land, das leben will) mit dem renommierten Preis der Pariser Akademie Charles Cros ausgezeichnet wurde. Bei Veranstaltungen in Paris und auf dem Theaterfestival von Avignon ist Marti schon zu hören gewesen, aber am liebsten singt er vor dem okzitanischen Publikum, das sein Lied von dem „sterbenden Land, das leben will“ als okzitanische Marseillaise aufgekommen hat.

Die Stimmen aus dem „mittäglichen Frankreich“ beginnen allmählich auch die Verantwortlichen in Paris aufzuschrecken, wie ein Ausspruch des ehemaligen Generalsekretärs der gaullistischen UDR Alexandre Sanguinetti deutlich macht: „Ohne Zentralisierung gibt es kein Frankreich. Es kann ein Deutschland und ein Italien geben, weil es eine deutsche und eine italienische Kultur gibt. In Frankreich aber gibt es mehrere Kulturen. Und damit ist es keineswegs vorbei, das können Sie einem Abgeordneten aus Toulouse glauben...“

Aus dem Scheffel wird ein Eimer

Daß man ein Licht nicht unter den Scheffel stellt, weiß jeder – aber wer weiß, was ein Scheffel ist? Mit dieser Frage plagte sich eine von der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) berufene Kommission, die den Auftrag hatte, den Text der Luther-Bibel zu überarbeiten. Die Antwort liegt jetzt gedruckt vor. Anlässlich der gegenwärtigen EKD-Synode in Braunschweig wurde der Öffentlichkeit der revidierte Bibeltext vorgelegt, wo es in der Bergpredigt jetzt heißt: „Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Eimer, sondern auf einen Leuchter; dann leuchtet es für alle im Hause. So soll euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“

Die Bibel verständlicher zu machen, war nicht das einzige Bemühen der Kommission, die fast 18 Jahre benötigte, um ihren Auftrag zu erfüllen. Zugleich ging es darum, etliche Übersetzungsfehler zu korrigieren. Seit dem Erscheinen von Martin Luthers „Septemberbibel“ im Jahre 1522 war beispielsweise alljährlich zur Weihnachtszeit berichtet worden, der Engel habe den Hirten verkündet: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Weil die Stelle im griechischen Originaltext einen anderen Sinn hat, änderten die von der EKD eingesetzten Revisoren die vertrauten Worte und fanden folgende neue Formulierung: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens.“

Vieles ist kaum wiederzuerkennen. Auch die Namen änderten sich: Aus dem Beelzebub wurde ein Beelzebul, und die Kreuzigungsstätte heißt nicht mehr Golgatha, sondern Gulgota. Zur Begründung erklärten die Revisoren, der griechische Text, den Luther übersetzte, habe „verderbte Namensformen“ enthalten, wie man auf Grund neuerer Textfunde wisse.

Wo gemessen und gewogen wird, rechnet man in der überarbeiteten Luther-Bibel durchweg mit den heute gebräuchlichen Einheiten. An einer Stelle des Johannes-Evangeliums kommen zum Beispiel Wasserkrüge vor, von denen es bisher hieß: „Und ging in je einen, zwei oder drei Maß“, was schon wegen des Kommas hinter „einen“ schwer zu verstehen war. Jetzt lautet die Stelle: „Und in jeden gingen etwa hundert Liter.“ Für diese Änderung führten die Revisoren zwei Gründe an: ihnen sei es nicht nur darum gegangen, dem

Leser mühsames Nachschlagen zu ersparen, sondern gegen die Einheit „Maß“ hätten „besonders im Blick auf die bayrische Verwendung und entsprechende Assoziationen (Oktoberfest) starke Bedenken vorgelegen“.

Je allgemeinverständlicher die Bibel übersetzt ist, desto deutlicher tritt allerdings auch manche Widersprüchlichkeit der Aussage hervor. So stolpert der Leser zum Beispiel, wenn er nicht weit hinter dem Gleichnis vom Licht und dem Eimer auf die Aufforderung stößt: „Achtet darauf, daß ihr die Werke eurer Gerechtigkeit nicht vor den Leuten tut, um von ihnen gesehen zu werden; ihr habt sonst keinen Lohn bei eurem Vater im Himmel... Dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird Dir's vergelten.“ Der Bibel-Leser wird also auch künftig theologischen Beistands bedürfen.

Ein Teil der Theologen freilich, so mutmaßen führende EKD-Sprecher, wird sich auf die Neufassung gar nicht einlassen, sondern am altvertrauten Text festhalten. Auf der Braunschweiger Synode wurde bereits von einem „Lefebvre-Effekt“ gesprochen, mit dem die Kirche zu rechnen habe. Zu einer Kirchenspaltung will es die EKD jedoch nicht kommen lassen: Den einzelnen Gemeinden wurde ausdrücklich freigestellt, welcher Text bei ihnen gelten soll.

Eckart Spoo

Stefan George in slawischen Übersetzungen

In „*Mostovi*“ („Brücken“), der Zeitschrift des Verbandes der literarischen Übersetzer Serbiens, VII. Jg., Jan.-März 1976, Heft 1 (25) besprach Milan Tabaković das in der Bundesrepublik Deutschland erschienene Werk „*Stefan George ukrainisch und in anderen, vorzüglich slawischen Sprachen*“. Wir bringen diese Rezension in der Übersetzung von Johannes Weidenheim.

Der ukrainische Verlag „Na hori“ („Auf dem Berge“) in Stuttgart veröffentlichte 1971 und 1973 in zwei ungewöhnlich schön ausgestatteten und gewichtigen Bänden (über 1100 Seiten) ausgewählte Gedichte des großen deutschen Lyrikers Stefan George in slawischen Übersetzungen, vorwiegend ukrainisch.

Den Herausgebern der Auswahl – Eagher Kostetzky (BR Deutschland und Oleh Zujewskyj (Kanada) – war daran gelegen, mit dieser repräsentativen Ausgabe an den hundertsten Geburtstag des Dichters zu erinnern (der erste Band trägt das Datum 1968–1971). Damit, daß dieser Tag bei uns eigentlich gar nicht beachtet wurde, bestätigt sich (von einzelnen Ausnahmen abgesehen) nur die traditionelle Vernachlässigung eines der hervorragendsten Vertreter der deutschen neoromantischen Dichtung (selbst Hofmannsthal hat man hier öfter übersetzt, geschweige denn Rilke).

Der erste Band enthält zwei Vorworte: ein knapperes in deutscher Sprache und ein langes – eigentlich eine Studie von gut 180 Seiten über die Persönlichkeit Stefan Georges, die Zeit in der er lebte, und sein Erbe sowie über die Übersetzungen von Werken des Dichters in fremde, vor allem slawische Sprachen.

Da erfährt man unter anderem, daß George ins Polnische von so hervorragenden Autoren übersetzt wurde wie Zenon Przesmycki, Leopold Staff, Waclaw Rolicz-Lieder (dieser übrigens eng mit dem Dichter befreundet, der seinerseits auch einiges von ihm übersetzte) und Jaroslaw Iwaszkiewicz; ins Tschechische von Jan Zahradnicek; ins Russische von dem bedeutenden Symbolisten Wjatscheslaw Iwanow; in unsere Sprache von Anica Savić-Rebac, Nikola Mirković, Todor Manojlović, Kosta Milutinović, Zlatko Gorjan und Miroslav Krleza. Im ukrainischen Teil, dem umfangreichsten, finden sich vorwiegend Übersetzungen von Mychajlo Orest und Oleh Zujewskyj, die beide auch schon Bände mit Übersetzungen ausgewählter Gedichte Georges veröffentlicht haben.

Wie wenig die Jugoslawen an dem Interesse für George teilhatten, beweist auch der Zeitpunkt der ersten Übertragungen in die slawischen Sprachen. So nahmen die Polen den ersten solchen Kontakt mit dem Dichter bereits 1897 auf, die Tschechen 1906, die Russen 1907, die Bulgaren 1921, die

Serben 1927, die Slowenen 1928, die Kroaten 1934, die Slowaken 1940.

Um diese zwei ungemein schönen Bücher überhaupt herausbringen zu können, waren die Herausgeber auf die Mithilfe zahlreicher Persönlichkeiten in verschiedenen Ländern angewiesen, für die ihnen Eaghor Kostetzky, der Verfasser des Vorworts und der Studie, herzlich dankt. In Jugoslawien wurde den Herausgebern außer von Miroslav Krleža viel Unterstützung zuteil von dem verstorbenen Professor für russische Literatur an der Belgrader Philologischen Fakultät Radovan Lalić und dessen Frau Mira Lalić, Lektorin für die russische Sprache an der Philologischen Fakultät.

Es ist hier nicht der Ort, über Stefan Georges Platz in der deutschen Literatur zu sprechen. Hervorzuheben ist jedoch Kostetzky's ehrenwertes, auf Dokumente gestütztes Bestreben – das immer mehr Gleichgesinnte mit ihm teilen –, jenen einst ziemlich weit verbreiteten Mythos zu zerstören, nach welchem George einer der geistigen Vorläufer des deutschen Unheils von 1933 gewesen sein soll. Dabei ist nicht nur die Tatsache von Bedeutung, daß George nach Hitlers Macht ergreifung aus Deutschland in die Schweiz emigrierte, wo er bald danach starb – die Überführung seiner Gebeine nach Deutschland durch die neuen Machthaber hatte er untersagt – und nicht nur, daß sich in dem Kreis seiner Anhänger und Schüler ziemlich viele Nichtarier befanden –, sondern auch daß, wie Kostetzky erläutert, Georges vermeintliche Esoterik, sein Aristokratismus und sein Kult der starken Persönlichkeit zu erklären sind aus des Dichters leidenschaftlichem Widerstand gegen das geistige Klima der parvenuhaft beehrlichen und militaristisch orientierten deutschen Bourgeoisie samt deren „billigem Denken, flachen Gefühlen und falscher Moral“. Zur Stützung seiner Thesen führt Kostetzky auch recht treffend an, daß in der Sowjetunion über George allmählich objektiver geschrieben wird, besonders in der fünfbändigen „Geschichte der deutschen Literatur“ und in der „Großen Sowjetischen Enzyklopädie“. Fügen wir hinzu, daß in unserem Lande gegen die vereinfachte und falsche Beurteilung Georges auch Marko Ristić aufgetreten ist, wobei er zusätzlich darauf hinwies, daß ein geistig Verwandter Georges, Claus Graf Schenk von Stauffenberg, einer der Hauptorganisatoren und der Ausführende des mißglückten Attentats auf Hitler im Jahre 1944 gewesen ist.

Während der erste Band, außer dem Vorwort bzw. der Studie, George-Übertragungen ins Ukrainische enthält, widmet sich der zweite den George-Übertragungen in die übrigen slawischen Sprachen, chronologisch angeordnet nach dem Zeitpunkt des ersten Erscheinens in der betreffenden Sprache. Ferner finden wir hier die sehr gewissenhaft zusammengestellten und mit reichhaltigen Erläuterungen versehenen Quellenangaben. Schließlich zeichnen die Herausgeber ebenso erschöpfend das Bild des Menschen und Dichters George in Zeugnissen seiner Freunde, Schüler und Zeitgenossen nach. Zugleich finden wir auch interessante Angaben über diese selbst.

Die Arbeit von Eaghor Kostetzky und Oleh Zujewskyj als der Herausgeber wie auch der Autoren ist für die Theorie des Übersetzens ebenfalls von außerordentlichem Interesse. Gibt es hier doch einerseits George-Übersetzungen in verschiedene, vorwiegend slawische Sprachen aus der Feder unterschiedlichster Übersetzer, von denen einige auch hervorragende Dichter waren, während andererseits George selbst auszugsweise als Übersetzer vertreten ist.

Ohne die Absicht einer tiefergehenden Analyse unserer Übersetzungen muß doch hervorgehoben werden, daß die Realisierungen unserer Übersetzer mit stärkeren dichterischen Zügen freier sind, ohne aber im Wesentlichen dem Geist des

Originals untreu zu werden. Das bezieht sich auf das wunderbare elegische „Juli-Schwermet“ in der Übersetzung von Anica Savić-Rebac und auf das Gedicht „Alles habend alles wissend seufzen sie“ aus „Der Stern des Bundes“, das wir sowohl von Nikola Mirković als auch von Miroslav Krleža übertragen vorfinden. Beide Übersetzungen sind gut, Krleža jedoch drückte der seinen mehr den Stempel seiner eigenen unruhigen und rebellischen Persönlichkeit auf.

Unser volles Lob gilt dieser bedeutsamen, wissenschaftlich fundierten, respektablen Arbeit von Eaghor Kostetzky und Oleh Zujewskyj, die, reich dokumentiert und illustriert, in einer „Georgeschen“ Auflage von nur 300 Exemplaren erschien.

Zitat

„Die Übersetzungen des Rock-Publizisten Teja Schwaner (Cat Stevens-Songbuch, Versand Zweitausendeins, Frankfurt) können sich allerdings mit den Dylan-Übertragungen Carl Weißners nicht messen. Sie leiden an einer verbreiteten deutschen Übersetzer-Krankheit: sie versuchen, den ursprünglichen Text zu ‚verbessern‘. Das Resultat ist immer Pseudopoesie und umständlicher Tiefsinn. Warum etwa, wenn es ‚(she) cries in my shirt‘ heißt, plappert Schwaner ‚mein Hemd ist feucht von ihren Tränen‘? Die schlichte wörtliche Übertragung ‚sie weint in mein Hemd‘ ist nicht nur sprachlich schöner, weil ungekünstelt-ehrllicher, sie hat auch die gleiche Silbenzahl und sogar eine ähnliche Vokalfärbung wie das Original. Warum versteigt sich Schwaner zu ‚Wie am Anfang der Schöpfung‘, wo es einfach ‚Like the first morning‘ – ‚Wie der erste Morgen‘ – lautet? Der Parallelismus dieses Verses mit dem übernächsten ‚Like the first bird‘ – ‚Wie der erste Vogel‘ – geht flöten, wenn es da plötzlich heißt ‚Wie zum ersten Gesang‘. Da gibt's auf einmal einen ‚Augenschmaus‘, der im Original nicht vorkommt, und ein Mädchen muß sich ‚engelsgleich‘ statt ‚wie ein Engel‘ bewegen. Der Wein wird nicht, wie im Englischen, ‚getrunken‘, sondern ‚gekostet‘. Und in einem der schönsten Lieder von Cat Stevens, ‚Where Do The Children Play?‘, wird mit einem forschen ‚Wär doch gelacht‘, das im Original keine Entsprechung hat, umgangssprachlich aufgemöbelt, während ‚We're changing day to day‘ natürlich heißen muß ‚Wir ändern uns Tag für Tag‘ und nicht ‚Und wir schaffen's noch mehr von Tag zu Tag‘.

Übersetzer beklagen sich mit Recht, daß ihre Arbeit von der Literaturkritik zu wenig beachtet wird. In diesem Fall tut man am besten daran, die Übertragung ‚nicht einmal zu ignorieren‘.“ *Thomas Rothschild* in der ‚Frankfurter Rundschau‘. 24. 1. 1977.

*

Informationskurse für Übersetzer

Im Dezember 1976 veranstaltete das Goethe-Institut in Göttingen einen Informationskurs für literarische Übersetzer aus dem Bereich der romanischen Sprachen. Unter den 35 Kursteilnehmern, die aus Argentinien, Brasilien, Chile, Italien, Mexiko, Portugal, Spanien und Venezuela stammten, waren Übersetzer klassischer deutscher Literatur ebenso vertreten wie die Übersetzer der Werke Bölls, Brechts, Dürrenmatts, Handkes oder der Stücke von Kroetz. Nach einem ähnlichen Kurs für Übersetzer aus slawischsprachigen Ländern im Sommer vergangenen Jahres war dies die zweite Veranstaltung dieser Art, mit der sich das Goethe-Institut an den für die Verbreitung deutscher Literatur in der Welt wichtigsten Mittlerkreis wendet.

DER ÜBERSETZER erscheint monatlich. Einzelpreis DM 1,20 zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VDÜ) und die Sparte Übersetzer in der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier, Verlag Druck und Papier. Verantwortlich: Klaus Birkenhauer, Fürststraße 17, D 7400 Tübingen. Redaktion: Eva Bornemann, A-4612 Scharn. Vitta 7, Oberösterreich, Tel. (00 43) 72 75 1 35 oder (0 72 75) 1 35. Postscheckkonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68. Konten des VDÜ: Postscheckkonto Hamburg Nr. 6447, Dresdner Bank, Stuttgart, Nr. 2 319 834. – Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe gestattet. – Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, 7026 Bonlanden.